

(Nachdruck verboten.)

281

Die Huerta.

Roman von B. Blasco Ibanez

Autorisierte Uebersetzung von Wilhelm Thal.

Die Friedlichsten entflohen über die Feldwege und drehten dabei mit ungefunter Neugier den Kopf; die andern blieben, zu allem bereit, stehen; ein jeder war fähig, seinen Nachbar zu zerfleischen, ohne zu wissen warum, doch keiner wollte zuerst angreifen. Die Knüttel erhoben sich, die Messer blitzten in den Gruppen, doch niemand näherte sich Batiste, der sich langsam, den blutigen Schemel in der Faust, zurückzog.

Er konnte so den kleinen Platz verlassen, betrachtete aber noch immer mit herausforderndem Blick die Schar, die den niedergeschmetterten Pimento umgab; ganz tapfere Menschen, die sich aber doch von der Energie dieses Mannes bezwungen fühlten. Als er sich auf der Landstraße in einiger Entfernung von der Schenke befand, begann er zu laufen und warf bei seinem Hause den schweren Schemel in den Kanal, nachdem er entsetzt den schwarzen Fleck betrachtet hatte, den das bereits getrocknete Blut auf dem Holze bildete.

X.

Von nun an hatte Batiste jede Hoffnung aufgegeben, ruhig auf seinen Aedern leben zu können. Wieder einmal erhob sich die Huerta in dichter Masse gegen ihn. Von neuem mußte er sich mit den Seinen in sein Häuschen vergraben, sich wie ein Pestkranker zu einer ewigen Einsamkeit verdammen, und er kam sich vor wie ein Raubtier im Käfig, dem man aus der Entfernung die Faust zeigt.

Am Tage nach der Prügelei hatte seine Frau ihm erzählt, wie Pimento nach Hause gebracht worden war. Eine wahre Kundgebung! Die heulende Menge von Copas Gästen hatte ihm unter wilden Drohungen gegen Batiste das Geleit gegeben. Die Weiber, die infolge der wunderbaren Schnelligkeit, mit der die Neuigkeiten in der Huerta sich verbreiten, bereits von allem unterrichtet waren, traten auf den Weg, um den mächtigen Kämpfen in der Nähe zu sehen, der sich für das öffentliche Wohl geopfert hatte, und ihn wie einen Helden zu bejammern. Sogar die sich vorher noch über seine Wette entristeten, jammerten jetzt über ihn, fragten, ob die Wunde ernst wäre, und erklärten, man müsse Rache an dem Hungerleider, dem Diebe nehmen, der nicht zufrieden, das Eigentum eines anderen an sich zu reißen, ihnen jetzt auch noch Schreck und Angst einjage und anständige Leute angriff!

Pimento benahm sich großartig. Die Wunde tat ihm sehr weh; er stützte sich beim Gehen auf die Schulter eines seiner Freunde und hatte den Kopf mit Bandagen umwickelt, gleich einem Ecce homo, wie die entristeten Klatschweiber sagten; doch er bemühte sich, zu lächeln, und jedesmal, wenn man ihn zur Rache anspornte, antwortete er mit prächtiger Geste: „Ich werde ihn schon züchtigen, darauf verlaßt Euch!“

Batiste zweifelte keinen Augenblick, daß diese Leute sich tatsächlich rächen würden. Doch er kannte das in der Huerta übliche Verfahren. Die Stadtjustiz war für dieses Land nicht geschaffen, wo selbst das Zuchthaus wenig bedeutet, wenn es sich um die Befriedigung einer Rache handelt. Braucht ein Mann Richter und Polizisten, wenn er gute Augen und ein Gewehr zu Hause hat? Was man unter sich abzumachen hat, muß man eben unter sich erledigen.

Und tatsächlich gingen am Tage nach der Prügelei zwei lackierte Dreimaster ganz umsonst durch die Feldwege. Sie pendelten zwischen der Schenke Copas und Pimentos Hause hin und her und stellten unsinnige Fragen an die Bauern, denen sie auf dem Felde begegneten. Niemand hatte etwas gesehen, niemand wußte etwas. Pimento erzählte, er wäre infolge seiner Wette auf dem Nachhausewege gegen die Bäume der Landstraße gerannt und hätte sich selber den Kopf zer schlagen. Kurz und gut, die lackierten Dreimaster mußten in ihre Kaserne nach Alboraya zurückkehren, ohne über die dumpfen Gerüchte von der Prügelei und dem vergossenen Blut, die bis zu ihnen gedrungen waren, etwas Genaueres erfahren zu können.

Diese Großmut des Opfers und seiner Freunde war

Batiste verdächtig, und er beschloß, beständig auf der Hut zu sein. Die Familie kehrte wie eine erschrockene Schnecke in ihr Haus zurück und vermied jede Berührung mit der Huerta. Die Kleinen gingen nicht mehr zur Schule; Roseta hörte auf, in der Fabrik zu arbeiten. Batistet setzte nicht mehr den Fuß aus dem Gehöft. Der Vater war der einzige, der noch ausging. Er war ebenso vertrauensselig und sorglos, wenn es sich um seine eigene Sicherheit handelte, wie er für die Seinen besorgt und ängstlich war. Doch unternahm er keine Reise mehr nach der Stadt, ohne sein Gewehr mitzunehmen, das er in der Vorstadt bei einem Freunde ablegte, während er seine Geschäfte besorgte.

Teresa war ebenso traurig wie bei Pascualets Tode. Jedesmal, wenn ihr Mann die Läufe der Waffe säuberte, die Patronen auswechselte oder die Hähne spielen ließ, um den Mechanismus zu erproben, jedesmal kam ihr das schreckliche Abenteuer des Vaters Barret in den Sinn. Sie sah Blut, dachte an den Schwurgerichtshof und verfluchte den Tag, wo sie sich auf diesen Unglücksfeldern niedergelassen hatten. War Batiste von Hause fern, so verlebte sie Stunden der Angst, während sie auf den Mann wartete, der noch immer nicht kommen wollte. Jede Sekunde öffnete sie die Tür, um auf den Weg zu blicken, und sie zitterte jedesmal, wenn in der Ferne der Flintenschuß eines Schwalbenjägers knallte; sie fürchtete, das könne der Anfang einer Tragödie sein, dieser Schuß könne dem Oberhaupt der Familie den Kopf zerhacken oder ihn ins Zuchthaus bringen. Und erschien Batiste dann endlich, so schrien die Kleinen vor Freude, Teresa lächelte und trocknete sich die Augen, Roseta stürzte auf ihren Vater zu und umarmte ihn, und selbst der Hund sprang unruhig schnuppernd an ihm empor, als hätte er an der Person seines Herrn die Gefahr gewittert, der dieser sich ausgehakt.

Doch je mehr die Zeit verrann, desto ruhiger wurde Batiste. Er fühlte sich kühner, selbstbewußter und begann über die Angst seiner Familie zu lachen. Er glaubte sich jetzt in Sicherheit. Mit diesem prächtigen „zweistimmigen Vogel“, wie er das auf seiner Schulter hängende Gewehr nannte, konnte er ohne Furcht durch die ganze Huerta schweifen; wenn er in so guter Gesellschaft war, talen seine Feinde, als bemerkten sie ihn nicht. Manchmal hatte er sogar aus der Ferne Pimento gesehen, wie er mit unwidertem Kopf in der Huerta auf und ab stolzierte. Der Prahlhans war ihm, obwohl er sich von seiner Wunde erholt hatte, ausgewichen; er fürchtete eine Begegnung vielleicht noch mehr als Batiste.

Jedermann sah ihn mit scheelen Augen an, doch niemals hörte er auf der Landstraße von den beachtlichen Aedern her ein beleidigendes Wort. Man begnügte sich, ihm verächtlich den Rücken zu drehen, neigte sich über die Furchen und arbeitete fieberhaft, bis er außer Sichtweite war. Der einzige, der noch mit ihm sprach, war Vater Lomba, der fast blinde Schäfer, der ihn trotzdem mit seinen lichtlosen Augen erkannte. Aber stets wiederholte der Alte ihm daselbe: Er wollte also die verfluchten Aeder nicht aufgeben?

Batiste hörte mit einem Lächeln das ewige Lied des Alten an. Mit der Gefahr vertraut, hatte er sie nie weniger gefürchtet als jetzt. Er empfand sogar eine Art Vergnügen, ihr zu trotzen und gerade auf sie loszugehen. Seine Helden-tat in der Schenke hatte seinen so sanften und geduldigen Charakter verändert und schließlich eine Redheit in ihm geweckt, die an Aufgeblähenheit streifte. Er wollte diesen Leuten beweisen, daß er sie nicht fürchtete, und daß der, der Pimento den Schädel gespalten, auch imstande war, auf die ganze Huerta zu feuern. Er wollte auch eine Zeitlang ein Prahlhans und ein Aufschneider werden, wie Pimento, um sich Achtung zu erzwingen, dann würde man ihn schon in Ruhe lassen.

Als er diesen gefährlichen Weg einmal betreten hatte, ließ er seine Felder im Stich und verbrachte unter dem Vorwande, Schwalben zu jagen, ganze Nachmittage auf den Fußpfaden der Huerta. In Wirklichkeit aber hielt er sich nur hier auf, um den Leuten sein Gewehr und seine wenig beruhigende Miene zu zeigen.

Eines Tages war er nach dem Sumpfe von Carrayet gegangen, um dort Schwalben zu jagen.

Dieser Sumpf durchschneidet die Guerta wie ein tiefer Spalt. Mit seinen stehenden und übel duftenden Wassern, seinen schlammigen Ufern bietet er einen trostlosen, düsteren Anblick. Niemand ahnt, daß die Ebene hinter den hohen Böschungen jenseits des Schilfes und des Röhrichts ihre lachende, grüne Fülle zeigt. Selbst das Sonnenlicht wird in diesem Sumpflabyrinth düster; es erscheint hier nur von der üppigen Vegetation gedämpft und spiegelt sich mit blassem Schimmer in den toten Gewässern.

Die unermüdblichen Schwalben kreuzten sich ohne Ruh und Rast in ihrem launenhaften Flug, dessen seltsame Arabesken die mit Schilf bewachsenen Gewässer wieder-spiegelten. Batista brachte den Nachmittag damit zu, auf die herumwirbelnden Vögel zu schießen. Schon hatte er in seinem Gürtel nur noch eine kleine Anzahl von Patronen, und zwei Dutzend Vögel bildeten zu seinen Füßen einen Haufen blutiger Gefieder. Ein königliches Mahl! Wie würde man sich zu Hause freuen! Er ließ sich vom Sonnenuntergang überraschen. In der Ferne wurde es schon dunkel; die Teiche strömten einen widerlichen Geruch, den vergifteten Hauch des Sumpfsiebers aus. Die Frösche quakten zu Tausenden, als wollten sie die aufgehenden Sterne begrüßen; sie waren glücklich, daß sie nicht mehr diese Schüsse hörten, die ihren Gesang unterbrachen und sie nötigten, ängstliche Kopfsprünge zu machen, die das glatte Krystall des stehenden Wassers zerrissen. Nun hob der Jäger hastig sein Wildpret auf, hing es sich an den Gürtel, überschritt in zwei Sätzen die Böschung und schlug durch die Feldwege die Richtung nach seiner Hütte ein.

Der Himmel, der noch in dem schwachen Lichte der Dämmerung schimmerte, zeigte eine sanft-violette Färbung; die Gestirne zogen auf, und die ungeheure Guerta ließ jene tausend Laute vernehmen, die verkündeten, daß das Leben mit dem Einbruch der Nacht einzuschlafen beginnt. Die Arbeiter, die aus der Stadt zurückkehrten, eilten über die Wege, die Männer kamen von den Feldern, die ermüdeten Tiere zogen den schweren Pflug nach Hause, und Batista erwiderte: „Bona nit!“ auf das „Bona nit!“, das ihm alle Personen, denen er begegnete, zuriefen: Leute aus Alboraya, die ihn nicht kannten oder wenigstens nicht dieselben Gründe zum Hass hatten, wie seine nächsten Nachbarn.

Doch je mehr er sich seinem Hause näherte, desto mehr ließ auch die Höflichkeit nach, die Feindschaft trat deutlicher hervor, die Leute gingen in den Fußwegen hart an ihm vorüber, ohne ihm Guten Abend zu wünschen. Er kam auf feindliches Gebiet. Wie ein Soldat, der sich zum Kampfe anschickt, sobald er die Grenze überschritten, so suchte auch er nach Munition in der Tasche: mit zwei Schrotpatronen, die er selbst fabriziert hatte, lud er sein Gewehr. Jetzt fragte er nichts mehr danach, was wohl passieren könnte; er hatte da eine gute Kleidungsstücke für den ersten, der es versuchen würde, ihm den Weg zu versperren.

Er wanderte ohne Hast, ruhig, als wolle er die Frische dieser Sommernacht auskosten. Doch seine Ruhe ließ ihn die Gefahr nicht vergessen, der man sich aussetzt, wenn man abends in der Guerta spazieren geht und Feinde hat.

In einem bestimmten Augenblick glaubte er, mit seinen Bauernohren hinter sich ein Geräusch zu vernehmen. Er drehte sich lebhaft um, bemerkte beim unklaren Lichte der Sterne eine braune Gestalt, die mit einem leisen Satz vom Wege abwich und sich hinter einer Böschung versteckte. Sofort packte er sein Gewehr und näherte sich vorsichtig der Stelle, wo die Gestalt verschwunden war. Niemand zu sehen. . . . Doch es kam ihm vor, daß sich in einiger Entfernung die Pflanzen in der Dunkelheit bewegten. Man folgte ihm also? Man suchte ihn verräterisch von hinten zu überfallen? Trotzdem regte ihn dieser Verdacht nicht besonders auf; vielleicht hatte er sich getäuscht, vielleicht war es auch nur ein verirrter Hund, der bei seinem Erscheinen davonlief. Sicher war jedenfalls nur so viel, daß der Urheber des Geräusches, ob es nun ein Tier oder ein Mensch war, die Flucht ergriffen hatte; in-folgedessen hatte Batista hier nichts mehr zu suchen.

Wieder wanderte er stillschweigend weiter, wie jemand, der, wenn er auch im Dunkeln nichts sehen kann, doch seinen Weg kennt und aus Vorsicht keine Aufmerksamkeit zu erregen sucht.

Einige Minuten, bevor er nach Hause kam, zweigte sich der Weg an dem blauen Gehöft, an dem die Mädchen Sonntags tanzten, in mehrere Kreuzungen ab. Er wurde auf der einen Seite von einer Böschung begrenzt, die mit einer Doppelreihe alter Maulbeerbäume bestanden war, zur Linken von einem Kanal, dessen abschüssige Ufer mit dichtem, hohem Röhricht

bewachsen waren. In der Dunkelheit glück die Gegend einem Bambuswalde, der sich über den tiefschwarzen Weg neigte. Die Masse des Schilfrohrs zitterte mit düsterem Nechzen unter dem Nachtwinde. Dieser, in den warmen Stunden so frische und angenehme Ort schien jetzt Verrat und Grauen zu atmen.

Obwohl Batista nicht sehr beruhigt war, so sagte er doch zu sich selbst, als wolle er seiner Unruhe spotten: „Ein prächtiger Ort, um einen Schuß loszulassen, der sein Ziel nicht verfehlen soll! Wenn Pimento hier wäre, er würde eine so schöne Gelegenheit sich nicht entgehen lassen.“

Raum war ihm dieser Gedanke gekommen, als zwischen dem Röhricht ein gerader roter Pfeil, eine Feuerzunge aufsprühte, die wie ein Blitz glänzte, und der sofort ein Knall folgte, während etwas zischend an seinem Ohre vorüberfuhr. . . .

Man schoß auf ihn. Instinktiv bückte er sich und versuchte gleichsam in den schwarzen Boden einzusinken, um seinem Feinde keinen Zielpunkt mehr zu gewähren. In demselben Augenblick bligte eine zweite Flamme auf, und es ertönte ein zweiter Schuß, der sich mit dem Echo des ersten vermischte; gleichzeitig verspürte Batista an der linken Schulter einen Schmerz, als zerreiße ihm eine Stahlkralle die Haut, doch er fragte nichts danach, sondern empfand im Gegenteil eine wilde Freude darüber. Zwei Schüsse! sein Feind war ent-waffnet!

„Christo! Jetzt habe ich Dich!“

Damit stürzte er in das Röhricht, ließ sich fast den Abhang hinunterrollen und trat bis zum Gürtel ins Wasser. Mit den Füßen im Schlamm und die Arme in der Luft, um sein Gewehr nicht naß zu machen, bewahrte er seine beiden Schüsse für den Augenblick, wo er sie in voller Sicherheit abfeuern konnte. Vor Augen hatte er das verzweigte Röhricht, das fast an der Oberfläche des Wassers eine dicke Wölbung bildete. Gegenüber hörte er in der Dunkelheit, in einer Entfernung von wenigen Schritten, ein dumpfes Klatschen, als wenn ein Hund das Ufer entlang flog. Der Feind war dort. Los!

Und Batista begann eine wilde Verfolgung durch das Kanalbett, er tappte sich durch die Finsternis, verlor seine Schuhe im Schmutz. Seine immer schwerer werdenden Hosen klebten am Körper fest und hinderten seine Bewegungen, während das zerbrochene Röhricht sein Gesicht peitschte und die starren, schneidenden Blätter ihn kratzten.

Plötzlich glaubte er etwas Schwarzes zu sehen, das sich an das Schilfrohr anklammerte und die Böschung emporzuklimmen versuchte. Er wollte also entweichen? Batista spürte das Prickeln der Mordlust in den Fingern. Er riß sein Gewehr an die Wade und drückte los. Feuer!

Ein Knall, und der schwarze Punkt fiel mit einem Regen von Blättern und zerfetztem Schilfrohr in den Kanal.

Weiter! Doch von neuem vernahm Batista dieses Klatschen eines davonlaufenden Hundes, und zwar jetzt stärker, als ob der Stachel der Verzweiflung den Flüchtling antrieb.

Und auf neue begann das fürchtbare Rennen durch die Finsternis. Sie glitten über den schlammigen Boden, ohne sich an das Schilfrohr anklammern zu können, denn sie durften ja ihre Gewehre nicht loslassen. Das von diesem wütenden Lauf gepeitschte Wasser sprudelte heftig. Zwei- bis dreimal fiel Batista auf die Knie, doch beim Fallen hatte er nur einen Gedanken, die Arme zu erheben, um seine Waffe über das Wasser zu halten und sich den Schuß, der ihm noch blieb, zu wahren.

Die Menschenjagd ging so weiter, bis zu dem Augenblick, wo sich in einer Kurve des Kanals eine Stelle des Ufers zeigte, auf der kein Schilfrohr stand. Batistes Augen, die an die Dunkelheit der Laubwölbungen gewöhnt waren, bemerkten ganz deutlich einen Mann, der mit Hülfe seines Gewehres aus dem Kanal klonn und sich mit seinen von Schlamm bedeckten Beinen nur mühsam vorwärts bringen konnte. Das war er. Pimento! Immer derselbe!

„Dieb! Dieb! Du sollst nicht entweichen!“ brüllte Batista und gab mit der Sicherheit des Schützen, der Zeit zu zielen hat, seinen zweiten Schuß ab.

Er sah Pimento schwerfällig auf den Bauch fallen und dann auf allen Vieren kriechen, um nicht ins Wasser zu stürzen. Batista wollte ihm nach, sprang aber so hastig, daß er selbst einen Fehltritt tat und der Länge nach mitten in den Kanal fiel. Sein Kopf sank in den Schlamm ein. Er versahlang diese erdige rötliche Flüssigkeit und glaubte, in diesem Schmutzbett begraben ersticken zu müssen. Doch schließlich ge-

lang es ihm mit heftiger Anstrengung, sich wieder zu erheben und die Augen und den Mund zu öffnen.

Raum konnte er wieder sehen, so suchte er den Bertwundenen. Doch dieser war nicht mehr da.

Nun trat er, von Schlamm und Wasser triefend, ebenfalls aus dem Kanal und überschritt die Böschung an derselben Stelle wie sein Feind. Doch oben sah er niemand. Er befühlte an der Erde einige schwarze Flecken; er roch nach Blut. Doch alle seine Nachforschungen waren vergeblich. Er hatte nicht die Genugtuung, den Leichnam seines Feindes zu erblicken. Pimento hatte eine harte Haut, und wenn er auch viel Blut verlor, so würde es ihm doch jedenfalls gelingen, sich bis nach seiner Hütte zu schleppen. Er brachte vielleicht dieses dumpfe Kauschen hervor, das Batista irgendwo auf den Feldern vernahm, gerade als wenn eine große Katter über die Furchen kroch. Vielleicht heulten feinetwegen alle Hunde der Huerta so wütend! Plötzlich bekam Batista Angst. Er war allein in der Ebene und vollständig entwaffnet; sein patronenloses Gewehr war jetzt nur noch ein einfacher Stod. Pimento konnte allerdings nicht wiederkommen. Doch er hatte Kamraden.

Und von plötzlicher Angst ergriffen, lief Batista querfeldein, um den Weg zu erreichen, der ihn nach Hause zurückführte.

Die Ebene war in vollster Aufregung. Diese vier, fast zu gleicher Zeit abgefeuerten Schüsse hatten die ganze Gegend in Schrecken versetzt. Die Hunde bellten mit wachsender Wut. Die Türen der Häuser und Gehöfte öffneten sich, und auf den Schwellen erschienen schwarze Schatten, die sicherlich keine leeren Hände hatten. Man hörte jene Pfiffe und Alarmrufe, mit denen sich die Bewohner der Huerta auf weite Entfernungen Warnungssignale geben, und die während der Nacht einen Brand, Diebe, Gott weiß was, aber zweifellos nichts Gutes zu bedeuten hoben. Darum traten die Männer, zu allem bereit, aus ihren Hütten. Sie alle besaßen der Instinkt brüderlicher Solidarität und gegenseitigen Beistandes, der bei den Leuten, die allein in einer Gegend leben, wo jedes Haus isoliert daliegt, stark entwickelt ist.

Ueber diese Aufregung höchlichst erschrocken, lief Batista weiter und bückte sich fortwährend, um im Schutze der Böschungen oder Strohhäuser unbemerkt vorüberzukommen. Schon erblickte er sein Haus und bemerkte an der offenen und beleuchteten Tür auf den roten Fliesen die schwarzen Gestalten der Seinen. Sein Hund witterte ihn und war der erste, der ihm einen Gruß zusandte. Teresa und Roseta stießen ein Freudengeschrei aus.

„Batista! Bist Du es?“

„Vater! Vater!“

Und alle liefen ihm bis unter das Spalier entgegen, wo die Sterne zwischen den Ranken wie Glühwürmer glänzten.

Die Familie hatte eine schreckliche Viertelstunde verlebt. Als die Mutter, die schon über das Ausbleiben ihres Mannes unruhig geworden war, in der Ferne die vier Schüsse hörte, hatte sich ihr das Blut im Leibe umgekehrt, wie sie sagte. Sie war mit ihren Kindern auf die Schwelle gestürzt und hatte ängstlich nach dem dunklen Horizont geblickt, denn sie waren alle fest überzeugt, diese Schüsse, die die Ebene in Aufregung versetzten, ständen mit der Abwesenheit des Vaters in Zusammenhang. Darum achteten sie auch in ihrer tollen Freude, ihn wiederzusehen, ihn sprechen zu hören, gar nicht auf sein mit Schmutz befudelt Gesicht, seine von Schlamm triefenden Kleider oder auf seine Füße, von denen er die Schuhe verloren hatte. Sie zogen ihn ins Haus, während Roseta mit feuchten Augen und liebevollem Tone wiederholte: „Vater! Vater!“

Sie fiel ihm leidenschaftlich um den Hals, doch er konnte ein schmerzliches Zucken, ein erschrockenes, ängstliches „Au!“ nicht unterdrücken. Rosetas Arm hatte sich auf seine linke Schulter, auf dieselbe Stelle gelegt, wo er die Stahlkralle verspiert hatte und wo er jetzt eine immer stärker werdende Schwere fühlte. Als er ins Haus getreten war, als das Licht der Konlampe sein Gesicht vollständig beleuchtete, stießen die beiden Frauen und die Kleinen einen Schrei des Entsetzens aus: sie sahen das blutgetränkte Hemd, sie sahen diese Erscheinung eines Banditen, der durch eine Kloake dem Zuchthaus entzerrungen zu sein schien.

Teresa und Roseta brachen in Wehklagen aus.

„Heilige Jungfrau, man hatte ihn ermordet!“

Doch Batista, dem der Schmerz in seiner Schulter uner-

träglich wurde, machte dem Gejammer schnell ein Ende, indem er ihnen rasch nachzusehen befahl.

Roseta, die die mutigere von beiden war, zerriß das grobe, graue Hemd und entblößte die Schulter. „Das viele Blut!“ Das junge Mädchen erblaßte und mußte an sich halten, um nicht ohnmächtig zu werden. Batista und die Kleinen fingen an zu weinen. Teresa heulte noch immer, als läge ihr Mann im Sterben. Doch der Bertwundete war nicht in der Stimmung, diese Jeremiaden zu dulden, und unterbrach sie in rauhem Tone: Genug der Tränen, die Sache hat nichts zu sagen, und der beste Beweis dafür war, daß er den Arm bewegen konnte. Ein Riß eine Schramme, nichts weiter. Er fühlte sich zu kräftig, als daß die Sache hätte ernst sein können. Also Wasser, alte Leinwand, Charpie, die Arnikaflasche! Man sollte sich tummeln, das war doch kein Grund, regungslos dazustehen und ihn wie ein Höhenbild anzustarren.

(Schluß folgt.)

Kleines feuilleton.

kh. Zur Psychologie des Hexenwesens. In einer Sitzung des „Instituts für allgemeine Psychologie“ in Paris hat Gilbert Vaillet, ein Gelehrter, der sich lange Zeit mit der Erforschung dieses seltsamen Übergläubens beschäftigt hat, die psychologischen Grundlagen des Hexenwesens erörtert. In der französischen Literatur hat man ja auch in neuerer Zeit wieder versucht, die seelische Veranlagung und die krankhafte Disposition solcher Hexen zu schildern. Seit Daudeloire, Barbeyr d'Aurevilly und Nops ihre satanischen Visionen in Gedichten und Radierungen, gestaltet, hat vor allem Huysmans die furchtbaren Handlungen der „schwarzen Messe“ und die hysterische Ekstase der Satansbräute geschildert. Vaillet spricht besonders Sardous „Hexe“ eine psychologische Wahrheit in der Schilderung dieser seelischen Vorgänge zu. Er unterscheidet drei Typen der Hexe, die schwachsinnige, die halluzinatorisch erregte und die von einer fixen Idee gepeinigete und verfolgte. Freilich gibt er zu, daß unter den zahllosen Hexen auch eine Anzahl von Betrügerinnen und Verbrecherinnen seien. Zur Erklärung der furchtbaren Gräueltaten und Verblendung, mit der die Prozesse geführt wurden, muß man sich vorstellen, daß jene Zeiten von solchen Geisteskrankheiten sich überhaupt keine Vorstellung machen konnten und daß der Glaube an böse Dämonen, an ihren Einfluß auf des Menschen Denken und Handeln allgemein verbreitet war. Selbst die erleuchtetsten und vorgezeichneten Geister der Renaissance, ein Pico della Mirandola, ein Shakespeare, ein Fischardt waren in dem Glauben an die Wirksamkeit böser Geister noch völlig befangen, und von da war zum Glauben an Hexen und Zauberer nur ein Schritt. Zudem haben diese Unglücklichen fast immer, absichtlich oder von der Art ihrer Krankheit getrieben, Unruhen verursacht, den Geist der Massen erregt und durch irgendwelche geheime Brände oder irgendwelche Ungewöhnlichkeit des Betragens sich in diesen Tagen eines erst beginnenden Individualismus von der noch einträchtig empfindenden Menge abgefordert. Der Glaube an böse Geister und an ihren unheilvollen Einfluß auf die so dunklen Geschehnisse des Menschenlebens ist uns ja bei allen primitiven Völkern ebenso bezeugt wie in den kulturell hochentwickelten Zeiten des absterbenden Römerreiches und der Gegenwart. Die Gestalt des christlichen Teufels, der wie ein brüllender Löwe umgeht und lacht, wen er fange, mußte zu dem Gedanken führen, daß der Satan mit manchen Menschen einen Vertrag schloß, damit sie ihm dienten. Bald bildete der in Einbildungen geschäftige Geist des Mittelalters eine ganze Armee von Teufeln in seiner Phantasie aus; man zählte außer Satan, dem Obersten, noch 72 Offiziere und 7405928 gemeine Teufel. Dieses ungeheure Teufelsheer wird nun nach allen Weltgegenden hin ausgesandt, die Menschen zu verführen und in ihre Schlingen zu loden, ganz so, wie es Leiffing in seinem Fragment dargestellt hat. Der Teufel bietet seinem Opfer Gold, Macht und Reichtum an, er besiegelt den Vertrag durch ein Zeichen, das er dem Zauberer oder der Hexe in das Fleisch drückt. Für all diese Formen der Teufelsverlockung und der dämonischen Feste, wie sie der englische Gelehrte schildert, haben wir Deutschen in Goethes Faust, in der Darstellung der Wahnurgisnacht ein klassisches, uns stets vor Augen stehendes Beispiel. Den einmal Verdächtigten wurde mit der größten Willkürlichkeit und auf völlig ungewisse Anzeichen hin der Prozeß gemacht. Es genügte häufig, daß einer Frau hysterische Krämpfe nachgewiesen wurden, ja der Körper brauchte nur eine „anästhetische Stelle“, d. h. einen Fleck, der gegen das Stechen mit einer Nadel unempfindlich war, aufzuweisen, so galt sie bereits der Wuhlschaft mit dem Satan überführt. —

t. Herzlicher Rettungsdienst im Altertum. Bei den alten Griechen gelangte die ärztliche Kunst zu hoher Achtung. Niemals vorher und nachher durfte einer ihrer Vertreter eine so hohe Ehre erhalten haben wie Hippokrates, dem die Athener eine Krone aus Gold widmeten und ihm gleichzeitig eine Unterhaltung auf Staatskosten für seine ganze Lebenszeit zusprachen. Mit dieser hohen Wertschätzung eines

Arztes ging die Entwicklung, die auf ihre Anstellung im öffentlichen Dienst abzielte, Hand in Hand. Die griechischen Städte besaßen in ihrer Blütezeit bereits ärztliche Beamte, die vom Volk gewählt wurden. Die Stellung dieser Ärzte war jedoch nicht überall gleich und wohl auch nicht überall erfreulich. Zuweilen wurden sie direkt von der Stadtverwaltung ernannt, das Honorar wurde aber durch besondere Beiträge der Bürger beschafft. Zuweilen erhielt der öffentliche Arzt eine geräumige Wohnung mit zwei Türen, wobei besonders Bedacht darauf genommen wurde, daß alle Räume möglichst viel Licht hatten. Das Haus des Arztes hatte dann mehrere Säle, einen für die Operationen, einen zweiten für die Zubereitung der Arzneien und weitere endlich zur Unterbringung der Operierten oder armer Patienten, die sonst kein Unterkommen hatten. Der öffentliche Arzt konnte Gehülften und Schüler annehmen, die in einem bestimmten Vertragsverhältnis zu ihm standen. Am Ende der Lehrzeit hatten sie einen Schwur zu leisten und wurden dann selbst als Ärzte entlassen. Weiblichen Personen war damals die Ausbildung der Heilkunst untersagt. In Rom dauerte diese Entwicklung wesentlich länger, wie denn auch noch bis in das Kaiserreich hinein der ärztliche Beruf dort fast ausschließlich von Fremden ausgeübt wurde, die deshalb auch eine verachtete Stellung einnahmen, bis ihnen Jäfar das Bürgerrecht verlieh. Im kaiserlichen Rom unterschied man bereits Leibärzte, städtische und ländliche Gemeindeärzte und Schulärzte. Selbst die kleinsten Städte durften bis zu fünf Gemeindeärzten unterhalten, größere bis zu zehn. Sie wurden vom Gemeinderat gewählt und hatten die Pflicht, arme Patienten zu behandeln und außerdem einen Unterricht in der ärztlichen Kunst zu gewähren. Unter dem Kaiser Constantin wurden sämtliche Gemeindeärzte von allen Steuern und Abgaben befreit. Der Unterricht in der Medizin war im Altertum also aufs engste mit dem öffentlichen Dienst der Ärzte verknüpft, indem die Schüler entweder im Haus des Arztes lernten oder ihn zu den Kranken begleiteten. In Griechenland wurde die erste eigentliche Ärzteschule von Asklepiades, in Rom unter Augustus begründet. Augustus schuf auch den Militärarzt. Das Rettungswesen nahm immer größeren Umfang an, indem auch einzelne Gesellschaften und Vereine, sowie die Gymnasien und Gladiatorenschulen ihre besonderen Ärzte anstellten. Ein französischer Arzt, der eine gründliche Untersuchung über ärztlichen Rettungsdienst im Altertum veröffentlicht hat, erinnert bezüglich der Wertschätzung des Arztes im kaiserlichen Rom an eine Aeußerung des berühmten Seneca: „Mein Arzt bezeugt mir mehr Sorgfalt, als es seine Pflicht verlangen würde, er ist stets um mein Ergehen besorgt und eilt mir stets dienstbefähigt in Augenblicken der Not zu Hülfe. Die mühsamsten und unangenehmsten Dienstleistungen sind ihm nicht zu viel, und er hört meine Seufzer nicht ohne Mitgefühl.“

Aus dem Tierleben.

— Eine Ehrenrettung des Eichhörnchens unternimmt H. Chr. Kuchbaum in „Wild und Hund“. Fast allgemein wird gegenwärtig, so schreibt er, das Eichhörnchen als Nesträuber betrachtet und verfolgt. Diese Anschauung vermag ich nicht zu teilen. Nach meinen langjährigen sorgfältigen Beobachtungen halte ich das Eichhörnchen vielmehr für einen Nestschützer. Mehrfach habe ich gesehen, daß Eichhörnchen einen heftigen Lärm erhoben und wie toll umhersprangen, sobald Habicht, Sperber, Marder oder Wiesel sich dem Nage näherten, wo sie zuvor mit Anseln, Drosseln, Finken und Meisen vergnüglich nach Nahrung gesucht hatten. Das Eichhörnchen warnte die Vögel rechtzeitig und zog die Aufmerksamkeit des Räubers auf sich. Leider wird es dann oft von ungenau beobachtenden Leuten für den Störenfried gehalten, weil es das Auge auf sich lenkt, während der schlaue Räuber ungesehen bleibt, sobald der Beobachter sich bewegt. Dem Jäger, der einer solchen Szene beizwohnt, kann ich nur raten, sich nicht zu rühren, aber den Schrotlauf schußfertig zu machen. Es ist ein hochinteressanter Anblick, wenn Habicht, Sperber und Marder auf das Eichhörnchen jagen und oft wird sich Gelegenheit bieten, einen dieser Räuber unschädlich zu machen. — Ferner sah ich bei Herrn Architekt Gardener bei Apeldoorn (Holland) mehrere Eichhörnchenpaare nebst ihren Jungen in einer Voliere zwischen einer großen Schar kleiner und kleinster Vögel, die sämtlich nisteten, einträchtiglich leben. Nie hat Herr Gardener auch nur den Versuch einer Störung oder eines Nesträubens beobachtet. Er lächelte über einen solchen Aberglauben und hob die Freundschaft hervor, die zwischen den Vögeln und den Eichhörnchen herrschte. — Warum soll endlich ein Tier, das ausschließlich Pflanzenkost nimmt, Eier oder junge Vögel rauben? Darum bin ich vorläufig der Ansicht des Herrn Gardener, werde mich aber gern eines Besseren belehren lassen, wenn sorgfältige persönliche Beobachtungen gegen das Eichhörnchen geltend gemacht werden können. So schädlich das Eichhörnchen den Obstgärten, namentlich durch Birnenraub, zu werden vermag, so wenig kann ich sein Ausrotten in den Waldungen gutheißen. Denn der von ihm durch Samenraub geübte Schaden kann die Forstverwaltungen wohl veranlassen, seine Zahl durch Abschluß in sachgemäßen Grenzen zu halten, nicht aber sollte dieses reizende Tier aus unseren Wäldern verschwinden. Namentlich in den Stadtwaldungen steht die Freude, die den Kindern durch das Beobachten der Eichhörnchen zu teil wird, in gar keinem Verhältnis zu dem Schaden, den es hier anzurichten vermag. Darum möge erst durch genaue Beobachtungen festgestellt werden, ob das Eichhörnchen Nesträuber ausübt, ehe man es ausrottet.

Beim Beobachten aber verhalte man sich regungslos und suche den wirklichen Räuber zu erspähen, ehe man über diesen Liebling der Kinder ein voreiliges und hartes Urteil fällt. —

Technisches.

— Elektrische Heizung in Dabos. In Dabos, jenem von Erholungsbedürftigen und Lungenkranken vielbesuchten Luftkurort, wurden von den Ärzten der Sanatorien die weitgehendsten Anforderungen an die Reinhaltung der Luft gestellt, als es sich darum handelte, welches Heizungssystem zur Anwendung gelangen sollte. Die Benutzung von Kohle, Gas und auch Dampf wurde als bedenklich erklärt, so daß man sich zur Einführung elektrischer Heizung entschloß, nachdem man sich davon überzeugt hatte, daß die Kosten einen außergewöhnlich hohen Betrag nicht erreichen würden. Zur Erzeugung der erforderlichen elektrischen Energie wird der ungefähr 17 Kilometer von Dabos entfernte Wasserfall des Flusses Landwasser ausgenutzt. Die Kraftstation enthält 3 Maschinensätze für je 300 Pferdestärken und entsendet Zweiphasenstrom von 16 000 Volt Spannung nach Dabos. Zur Heizung der Gebäude dienen in den einzelnen Räumen verteilte, mit Email beschichtete Widerstände. Für die Heizung eines Raumes von 1 Kubikmeter werden, ziemlich genau mit der Vorausberechnung übereinstimmend, ungefähr 700 Kilowattstunden pro Tag aufgewendet. In den Küchen sind die Ofenherde durch kleine Transformatoren ersetzt. Die gesamten Betriebskosten im ersten Jahre betragen 830 000 Frank bei einer Gesamtleistung von 25 000 000 Kilowattstunden. Die Kosten einer Kilowattstunde stellen sich demnach auf 3,3 Centimes, was für Heizung an jenem Orte nicht übermäßig hoch ist. Das elektrische Kochen wird bei diesem Preise allerdings als etwas teurer empfunden. — („Techn. Rundsch.“)

Humoristisches.

— Reklame. „Ist die Soubrette durch ihre Stimme und ihr Talent so berühmt geworden?“
 — „O nein, mit der ist nicht zu konkurrieren — die hat jede Woche ihren Automobilunfall!“
 — Einen Posttag zu spät. Der Schwächer: „Ach, sieh da, sieh da, lieber Freund, endlich nach langer Zeit trifft man Dich einmal wieder. Na, wie geht Dir's denn, was hast Du in der ganzen Zeit getrieben; na und vor allem, wo lebst Du denn jetzt?“
 Der Stotterer: „In In... now...“
 Der Schwächer: „Das freut mich, das freut mich. Na, und Dein Geschäft geht gut, und Deine liebe Frau ist wohl und Dein kleines Töchterchen auch, wie heißt doch Dein Töchterchen?“
 Der Stotterer: „w... raj... law!“
 („Lustige Blätter.“)

Notizen.

— Hermanns Abschied. In der Wiener Wochenschrift „Der Weg“ veröffentlicht Hermann Vahr seit einiger Zeit Tagebuchblätter. Unter den Eintragungen befindet sich auch die folgende: „27. November. Kontrakt unterschrieben: vom 1. August 1908 bin ich als Oberregisseur in München. Wäre nicht unberhofft dies gekommen, so wäre ich nach Berlin gegangen oder wer weiß wohin. Aber fort. Denn mir ist in den letzten Jahren immer mehr alles, was in Oesterreich künstlerisch versucht wird, als ein Schwindel vorgekommen. Man kann in Asien nicht Europa spielen. Wir paar Europäer müssen abwarten, bis Oesterreich europäisch geworden sein wird. Der Künstler vermag nichts, dies verlangt politische Taten. Ich aber traue mir solche nicht zu. Ich kann politisch nur wünschen oder wüten. Also fort. Obrieh hat es mir immer gesagt. Fort, bis Männer der Tat, stärker, mutiger und fester als ich, uns ein Vaterland geschaffen haben werden.“
 — Der nächste Novitätenabend des Deutschen Theaters findet am 29. Dezember statt. Zur Aufführung gelangen der Einakter von Oskar Wilde „Florentinische Tragödie“, „Der heilige Brunn“, eine dreiaktige Legende von J. M. Synge, und der Courtelinesche Einakter „Der Herr Polizeikommissar“.
 — Die vieraktige Oper „Acté“ des spanischen Violinvirtuosen Jean Manén ist vom Dresdener Hoftheater erworben worden.
 — Die Museen, das Alte und Neue Museum, das Bergamon-Museum, das Kaiser Friedrich-Museum, die Nationalgalerie, das Museum für Völkerkunde und das Kunstgewerbemuseum sowie die Sammlung für deutsche Volkskunde bleiben am Sonntag, den 24. Dezember, für das Publikum geschlossen.
 — Aus Reichenberg in Böhmen wird gemeldet: In der letzten Sitzung des Stadtverordneten-Kollegiums wurde beschlossen, den Monumentalbrunnen, der anlässlich der deutsch-böhmischen Ausstellung im kommenden Jahre dort nach den Plänen Franz Meyners errichtet wird, für die Stadt anzukaufen. Die Urbanungskosten betragen 70 000 Kronen.
 — Die Galerie der Uffizien hat, wie der „Frankf. Ztg.“ aus Florenz berichtet wird, dieser Tage 11 000 Porträts erworben, die aus Radierungen, Lithographien, Holz- und Kupferdrucken bestehen. Sie stellen Berühmtheiten, Monarchen, Päpste, Sängerrinnen und Tänzerinnen dar. —